

UNSERE HEIMATKOLUMNE

Einladung bei den Nachbarn, Theaterkarten besorgen, Paket wegschicken, Zahnarzt – besser schnell alle Termine notieren. „Schreibst Du jetzt ein ganzes Tagebuch?“, fragte meine Freundin. Ich konnte sie beruhigen. „Dauert nur eine Minute!“ Denn ich beherrsche zum Glück noch die gute alte Gabelsberger Stenografie. Und auf einmal waren wir beim Thema Tagebuch gelandet. Schließlich hatten wir alle mal eines, mit Schloss versehen, der winzige Schlüssel wurde gehütet wie ein Schatz.

Unter meinem weiß-blauen Himmel



Carolin Reiber schreibt heute über Tagebücher, Steno und Seelenchaos.

aus Bologna, die über ihr trostloses Dasein schreibt, postloses Dasein schreibt, postlose Erinnerungen eines venezianischen Bauern an seine erste große Liebe, eine schwermütige Signora aus Arezzo, die ihr Schicksal als Verlassene schildert. Spiegelt das ganz normale Leben. Über 4000 Texte wurden in den letzten sieben Jahren abgeben oder geschickt. Echte Schätze, in denen auch ein Stück meiner Lebensgeschichte verewigt wurde: Zwischen den Seiten liegen Briefe, die ich als Mädchen meinen Lieben aus dem Urlaub oder während eines Internetaufenthalts geschrieben hatte. Wer schon mal in der Toskana war, könnte vielleicht diese Sagenschwärzlichkeit entdeckt haben: Seit 1984 hängt an allen vier Zufahrtsstraßen von Pieve Santo Stefano ein gelbes Schild neben dem Ortseingang: „Citta del Diario“, Stadt des Tagebuchs. Im Rathaus befindet sich ein öffentliches Archiv, nicht etwa von Berühmtheiten, sondern von Menschen wie du und ich. Die Aufzeichnungen einer jungen Hausmeisterin

gen in den Original-Aufzeichnungen. Eine Notiz von 1871: „Fahrt auf dem See im Mondenglanze. Später auf den Schachen. Man hat sofort den König vor Augen, wie er in seinem Boot sitzt und den Vollmond betrachtet.“ Tagebücher sind Zeugnisse der Zeitgeschichte. Das Tagebuch der Anne Frank, wer hat es nicht gelesen? Oder die Tagebücher der Cosima von Bülow. Nicht jeder hat freilich was zu berichten, was die Welt bewegt. Aber Psychologen sind überzeugt, dass das schriftliche Formulieren von Gedanken Klarheit ins Seelenchaos bringt. Man gewinnt beim Schreiben Abstand, vieles hat eine andere Bedeutung, wenn es erstmal Schwarz auf Weiß da steht. Oder man lässt einfach nur Dampf ab.

Jahre später kann das Blättern in Tagebüchern zu amüsanten oder sentimentalen Reisen in die Vergangenheit werden. Wer befürchtet, dass seine intimen Bekenntnisse irgendwann in falsche Hände geraten, könnte ja Steno schreiben, für Fremde undefinierbare Kürzel. Aber eigentlich ist es doch auch schön, wenn Nachrichten vielleicht anhand eines Tagebuchs die Mutter oder Großmutter noch ein bisschen besser kennenlernen, oder? Anrührend finde ich den Brief einer toskanischen Bäuerin, die ihr Tagebuch mit folgendem Brief ins Museum Pieve Santo Stefano schickte: „Da ich keinen Mann und keine Kinder habe, möchte ich, dass wenigstens ein anderer Mensch mein Tagebuch liest. Damit mein Leben nicht unbekannt verstreicht, ohne auch nur eine winzig kleine Spur von mir zu hinterlassen.“ Wer Tagebuch schreibt, lebt nicht nur einmal.

In diesem Sinn – herzlich Ihre Carolin

PFLANZE DER WOCHE



Immer ein Blickfang: die Blüten der Kapuzinerkresse.

Für Garten und Küche

Unverdorren klettert und kriecht sie voran. Ihre kräftigen Ranken wachsen schnell und unermüdlich orange, rot oder gelb blühend an Spalieren und Zäunen entlang. Jetzt im Frühherbst, wenn die meisten Pflanzen ihre Blüten schon eingepackt haben, zeigt die Kapuzinerkresse noch einmal, wie viel Kraft in ihr steckt. Allerdings nur bis zur ersten Frostnacht – danach fällt die ganze Pracht in sich zusammen. Bis dahin aber sorgt die einjährige Pflanze sowohl für einen farbenfrohen Blickfang im Garten als auch für eine originelle Bereicherung in der Küche. Denn Blüten und Blätter aller Sorten sind essbar. Der würzige Geschmack junger Blätter macht sich in Salaten und Kräuterquark gut. Das senfig-scharfe Aroma erinnert an Gartenkresse, obwohl die beiden Pflanzen nicht miteinander verwandt

sind. Mit den Blüten lassen sich Suppen und Süßspeisen verzieren. Aus kleingehackten Blättern und Blüten kann man eine bunte und vitaminreiche Kräuterbutter bereiten. In Essig und Salzlake erbeben die meisten Pflanzen ihre Blüten schon eingepackt haben, zeigt die Kapuzinerkresse noch einmal, wie viel Kraft in ihr steckt. Allerdings nur bis zur ersten Frostnacht – danach fällt die ganze Pracht in sich zusammen. Bis dahin aber sorgt die einjährige Pflanze sowohl für einen farbenfrohen Blickfang im Garten als auch für eine originelle Bereicherung in der Küche. Denn Blüten und Blätter aller Sorten sind essbar. Der würzige Geschmack junger Blätter macht sich in Salaten und Kräuterquark gut. Das senfig-scharfe Aroma erinnert an Gartenkresse, obwohl die beiden Pflanzen nicht miteinander verwandt

MONIKA REUTER

UNSER WORT

DAS „EISEN“

Nicht eine Art von Metallherstellung ist mit dem „Eisen“ gemeint, sondern die Bereitstellung von Kühlmitteln vor der Epoche von Gefrierschrank und Kühltruhe. Das Eis des dörflichen Weihers wurde von Knechten mühsam in Stücke gehackt und gesägt, dann mit Spitzhaken aus dem Wasser befördert und mit dem Pferdefuhrwerk in einen nahen Eiskeller befördert. Diese Kelter, die sich nur Brauer, Wirte und Großbauern leisten konnten, hatten doppelte, mit Torf isolierte Wände. In ihnen hielten sich die Eisbrocken bis in den nächsten Herbst hinein, ohne Pfützen zu bilden.



So geht „Eisen“ heute. Gefrierfach auf, Eiswürfel raus, fertig! Früher musste man mit der Spitzhacke zum Dorfwehler.

Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurde das Eis des dörflichen Weihers in industriell hergestelltem Stangen-Eis abgelöst, das mit Lastwagen zu den Kunden gebracht wurde.

Norbert Göttler Bezirksheimatpfleger Oberbayern



Bäuerlicher Alltag im niederbayerischen Hofkirchen.

Die Bilder sind ein Schatz. 178 Fotos aus dem Herzen der bayerischen Provinz, aufgenommen von Ferdinand Pöschl. Einem Profifotografen, den es 1908 von Planegg nach Niederbayern verschlug. Die Bilder sind erst jetzt wieder aufgetaucht. Ein Glücksfall. Ein sagenhaftes Stück Heimatgeschichte.

VON STEFAN SESSLER

Der Mann mit dem kolossalen Schrauber ist in seinen schönsten Anzug geschlüpft, in der Rechten hält er den guten Hut, die Schuhe sind frisch poliert, aber die Hände, Himmelhergott, die Hände, sie sind dermaßen dreckig. Als ob er grad ein Moor trockengelegt hätte. Vielleicht war er aber auch nur im Stall, auf dem Acker oder sonstwo, wo man sich geschäftig einsetzt. Neben ihm steht seine Frau. Beide machen ein Gesicht wie 100 Jahre Regenwetter. Die Frau trägt Kleid, Schleier und weiße Handschuhe. Mit der schmutzigen Linken hält der Mann die stoffbehandelte Rechte seiner Braut. Dieses Foto – es ist das Hochzeitsfoto des Paares. Wahrscheinlich das einzige, das sie haben. Pfui Teufel, mit dreckigen Händen zum Hochzeitsfotografen. Muss das sein?

Ja, das muss sein – es geht schlicht nicht anders. Denn wir befinden uns in Haimelkofen, Gemeinde Laberweinting, Niederbayern. Prinzregenzzeit, über 100 Jahre her, das Leben ist hart, unerbittlich, oft eine Schinderei. Und: Die Arbeit, sie ruht auch am Hochzeitstag nicht. Der Hof und die Viecher wollen schließlich versorgt sein. Der Name des abgeschufteten Brautpaares ist nicht überliefert. Aber der des Fotografen: Ferdinand Pöschl; 1877 in Landau an der Isar geboren, 1914 in Haimelkofen gestorben. An einem Lungenerleid. In seinem Testament ver-



Die feinen Damen von Niederbayern: Dieses Bild fertigte Pöschl als Postkartenmotiv an. Zu sehen ist die Gattin des Lehrers Grundl samt Töchtern und die Ehefrau des Dorfbaders Franziszi.



Selbstbild: Fotograf Ferdinand Pöschl inszeniert sich als weltgewandter Geschäftsmann.



Pöschls zweites Standbein: sein Kramerladen. Davor Gattin Helena mit Kind.

macht er Frau und Kind 8142 Mark, 95 Pfennig und das Anwesen mit der Hausnummer 6. Außerdem 178 mit Silberbromid beschichtete Gelatine-Emulsionsplatten. Sein Fotonachlass. Ein Schatz, ein Jahrsunderschatz – der jetzt geboren wurde. Pöschls Tochter Luise verwarhte die Platten auf dem Dachboden. Im März 2003 stirbt sie. Ihre Nichte und Erbin entdeckt die Fotos, zufällig. Sie übergibt sie dem Computertechniker Richard Stadler, der die Bilder scant und wochenlang digital bearbeitet. Er ist es, der diese Kostbarke zurück in die Welt gebracht hat: 178 Bilder aus Haimelkofen und dem Nachbarort Hofkirchen, aufgenommen in den Jahren 1908 bis 1914.

Die 178 Bilder von Ferdinand Pöschl – ein Jahrhundertstutz

178 Bilder aus dem Agrarland Bayern. 178 Bilder voller Heimatgeschichten, nachzulesen im gerade erschienenen Buch „Die Arbeit, das Sach und der Tod“ (Volk-Verlag, 16,90 Euro). Der Historiker Johann Kirchingner nimmt uns dort mit auf eine Reise durch die bayerische Provinz. Mit dem nüchternen, wenig romantischen, aber stets umsichtigen Blick des Wissenschaftlers entschlüsselt er die Bilder.

Da ist zum Beispiel Pöschls Aufnahme eines prächtigen Bauernhofs. Der stolze Bauer drapiert seinen gesamten Besitz auf dem Foto, seine fünf Pferde, seine Ehefrau, die Mägde, die Knechte, die Hühner und die zwei Fahrräder. „Alles, was geeignet ist, den sozialen Rang des unbekanntem Vollbauern zu unterstreichen, das ganze Sach“ also, wird auf dieser Fotografie gut sichtbar platziert“, schreibt Kirchingner. Alles meins, meins, meins. (Auftrags-)Fotografie ist immer auch Machtdemonstration, Aufplustern, Besitzprahlerei. Das



Klassenfoto: die Buben des Dorfes mit dem Lehrer Grundl. Allerdings gab es in der Schule eklatante Hygienemängel. Im Schulhaus war gleichzeitig der Kuhstall des Lehrers untergebracht. FOTOS: FERDINAND PÖSCHL

war in den Anfängen der Fotografie so, das ist heute so. Man lässt sich ins rechte Lichte rücken. Mein Hof, meine Frau, mein Prachtgaul. Ein Großteil der Bilder, die Pöschl in jener Zeit macht, sind solche Auftragsarbeiten.

Viele entstehen im Atelier des ausgebildeten Fotografen, einem einfachen Stadel, der gleichzeitig als Dunkelkammer dient. Leben kann er davon allerdings nicht. Nebenher verkauft er in seinem Kramerladen Malzkaffee, Medi-



Der Bräutigam mit schmutzigen Händen und seine Braut.



Der „Faschingszoo“ hat auf dem Wagen Platz genommen, darunter laut Beschriftung sogar ein „warmer Eisbär“ und ein „wohriechender Ochse“.



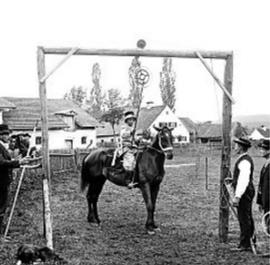
Der Spaßmacher von Haimelkofen: der Kleinbauer Geiger.



Die Stelzengeher: Die Buben mussten die lange Belichtungszeit auf ihren Stelzen ausbalancieren. Gar nicht so einfach, aber die Kinder sind größtenteils scharf zu erkennen. Hat also gut geklappt. Der Bub oben links trägt zum Spaß einen Ulanenhelm; wahrscheinlich war der Vater in seiner Militärdienstzeit Reitersoldat und hat ihm den Helm zum Spielen gegeben.



Die Heimat von Xaver Rohrmayr: Der Kleinbauer zeigt stolz seinen bescheidenen Besitz. Auf dem Pferd sein Bub mit Pickelhaube. Sie stammt aus der Militärdienstzeit des Vaters.



Das Ringelstechen: ein Wettkampf, den sie in Haimelkofen erstmals 1908 ausrichteten.



Die Schmitzer-Töchter mit Radl und im Sonntagskleid. Ihr Vater war der Förster.

Dorfleben anno 1908

Einmalige Bilderschatze zufällig auf dem Speicher gefunden



Ackerland so weit das Auge reicht: das Bauerndorf Haimelkofen.

ern. Ein Kulturschock. „Möglicherweise hatten sich Pöschls kommerzielle Hoffnungen in Planegg nicht erfüllt“, schreibt Kirchingner. Pöschl kommt anfangs mit großen Hoffnungen nach Haimelkofen. Er fertigt Postkartenmotive an, hofft auf das eine oder andere gute Geschäft. Pöschl beschäftigt sogar einen Fotografiegehilfen. Doch der junge Mann ist ein Betrüger, stechbriefflich gesucht. In Haimelkofen tritt er unter falschem Namen auf. Am 14. März 1909 holt ihn die Gendamerie ab. Pöschl ist wieder alleine. Kirchingner hat eine Vielzahl solcher Details aus den Archiven gefischt. Sie machen dieses Buch so außergewöhnlich. Man spaziert durch ein bayerisches Dorf – und lernt es von Seite zu Seite mehr kennen. Seine matschigen Straßen, seine Bauernhö-

Kuhstall. Eine Tatsache, die durchaus für Geruchsbelästigungen während des Unterichts sorgt. Grundl drängt auf den sofortigen Neubau eines Schulhauses. Bürgermeister Fellner und die restlichen Mitglieder des Gemeindefusschusses widersetzen sich. „Wenn wir gutsituierte Gemeinden wären, würden wir davon schließlich nicht zu rückschrecken, dem fortwährenden Drängen von Bezirksamt und Kreisregierung nachzugeben“, teilt der Gemeindefusschuss mit. „So aber können wir nicht, es ist uns einfach nicht möglich.“ Der stolze Herr Grundl ist den noch stolzeren Honoratioren sowieso nicht geheuer. „Seit der jetzige Lehrer bei uns ist, passst durch gar nichts mehr“, lassen sie resigniert wissen. Zugezogene Bildungsbürger mit großem Selbstbewusstsein, das ist etwas, an das sich die alteingesessenen Bauern erst mal gewöhnen müssen. Die Zeiten, sie ändern sich, auch hier in Niederbayern.

Den Foto-Gehilfen holten die Gendarmen: Er war ein Betrüger

fe, seine Bewohner. Es ist ein Ausflug in Bayerns Vergangenheit, die man sich erblättern kann. Da ist zum Beispiel der Bürgermeister Franz Xaver Fellner, dem die Bürgermeisterschaft schon ins Gesicht geschrieben steht. Als selbstbewusster Patriarch mit Hut und strengem Blick lässt sich der Bauer von Pöschl fotografieren. Er ist ein Mann, mit dem wieder ein Dorf keinesfalls verschertzen durfte. Fellner war gleichzeitig noch Schmied – und Wirt. Sollte je ein Film mit dem Titel „Der Pate von Niederbayern“ ge-dreht werden: Lieber Regisseur, hier, auf Seite 53, haben sie ihr Vorbild.

Oder der Lehrer Grundl. Ein würdevoller Mann mit Schnauzbart, Fliege und zwei Töchtern. Ein Mann, der das Dörfchen ganz schön in Aufregung versetzt. Mit Frau und Kind lebt er in der winzigen Lehrerwohnung. Im Schulhaus hat er seinen eigenen

Und dann ist ja noch die Sache mit dem Bier. Im Frühjahr 1910 verteuert sich die Mass um zwei Pfennig auf 22 Pfennig. Grund: der Malzaufschlag, eine indirekte Steuer auf jeden getrunkenen Schluck Bier. Die bäuerliche Bevölkerung geht auf die Barrikaden. Ein Bild aus Pöschls Nachlass zeigt eine politische Versammlung in Hofkirchen; wahrscheinlich ist es der Aufruf zum „Bierstreik“. Eine Angelegenheit, die die Einheimischen mit großem Eifer angehen. Erst organisieren sie die „große 20 Pfennig-Bier-Huldigungs-Feier“, später rufen sie zum Boykott jener Wirte auf, die das Bier für 22 Pfennig verkaufen. Wäre ja noch schöner. Masspreiserhöhung – ham wir noch nie leiden können.

Das Bier, die Liebe, das Arbeiten, das Sterben – Pöschl, dieser wunderbare Chronist, hat keinen Aspekt des bayerischen Lebens ausgelassen. „Es ist ein geschlossenes Werk“, sagt Kirchingner. In einer geschlossenen Welt. In der Heimat anno dazumal.

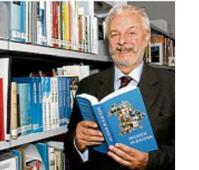
UNSERE SCHÄTZE

Bayerns oberster Museumswart

Alles hat ein Ende. Auch unsere Serie „Schätze aus dem Heimatmuseum“. Zum Abschied haben wir uns mit Michael Henker, dem Leiter der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen, getroffen. Einem Experten für Altes, Bewahrenswertes – und ein Mann klarer Worte.

Michael Henker erwartet Zuwachs, erzählt er gleich am Anfang. Der Leiter der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen geht davon aus, dass in der kommenden Zeit weitere Museen in Bayern öffnen werden. Der nächste Termin steht schon fest: Am 12. Oktober wird im mittelfränkischen Ruffenhofen ein Museumsgebäude – seiner Bestimmung übergeben – das „Limesseum“.

Michael Henker sagt: „In längeren Phasen von Frieden



Wanderprediger in Sachen Museum: Michael Henker.

und Wohlstand finden die Menschen die Zeit und Muße, sich auf die Vergangenheit zu besinnen, so dass neue Sammlungen entstehen.“ In Bayern gibt es derzeit gut 1350 Museen, zehnmal so viele wie vor rund 100 Jahren. „Bayern ist heute das museensreichste Bundesland“, sagt er. Hundert neue sind in den vergangenen fünf Jahren hinzugekommen. Es komme aber auch immer wieder zu Schließungen. räumt Henker ein. Der Leiter der Landesstelle sagt: „Da es sich überwiegend um eine ehrenamtliche Tätigkeit handelt, hält sich vor allem bei den jungen Leuten die Bereitschaft zum Engagement sehr in Grenzen.“

Er selbst bezeichnet sich als „Wanderprediger in Sachen Museum“ und die Landesstelle als „Beratungsbehörde“. Sie hat ihren Sitz im Alten Hof in München, hier befindet sich auch der Info-Point. Sie beschäftigt rund 50 Historiker, Kunst- und Kulturwissenschaftler. Innenarchitekten und Restauratoren. Aus dem Haushalt des Freistaats bekommt die Landesstelle heuer rund zwei Millionen Euro.

Manche Vorhaben stoßen bei Kommunalpolitikern aber nicht nur auf Wohlwollen. „Die Museen bewegen sich auf dem schmalen Grat zwischen Stolz und Kostenfaktor“, sagt Henker. Die Aufgabe der Landesstelle sieht er darin, den kleinen Museen beizustehen in ihrem Bemühen, ihre Schätze zu präsentieren. „Das richtige Maß zu finden zwischen Minimalismus und den vielen Bäumen, die den Blick auf den Wald versperrten, ist die Herausforderung für die heutige Museumspädagogik“, sagt er. Und: „Es wäre wünschenswert, wenn die Besichtigung des Museums ein Pflichtteil des Heimatkundeunterrichts wäre.“

Abschlussfrage, Herr Henker: Was sollte aus unserer Zeit in ferner Zukunft seinen Platz in einem Museum finden? „Das U-Ei, der Kronkorken und die Plastiktüte“, sagt er spontan. Fügt allerdings ebenso ernsthaft hinzu: „Kunst und Kunsthandwerk unserer Zeit, die Schnelllebigkeit, der rasante Wandel auf dem Land, die technischen Errungenschaften, die gesellschaftlichen Umbrüche.“ Sein Appell: „Leute, nehmt Anteil am Leben und haltet die Zeit fest!“

KARL-HEINZ RIESENBECK